

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 93 (1942)
Heft: 2

Artikel: Tagebuch einer Reise in Nord-Sumatra
Autor: Schneider, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-768316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen

Organ des Schweizerischen Forstvereins

93. Jahrgang

Februar 1942

Nummer 2

Tagebuch einer Reise in Nord-Sumatra. Von F. Schneider

Das Gouvernement Atjeh im Norden der holländisch-indischen Insel Sumatra nimmt in geographischer und geschichtlicher Hinsicht eine Sonderstellung ein. Das Land ist gebirgig, doch während in den Hochebenen der Westküste und des Batakgebietes der Sawareisbau zu hoher Blüte gelangt ist und die kunstvoll bewässerten Felder der Landschaft ein fruchtbares Aussehen verleihen, beherrscht in den Bergen Atjehs, den sog. Gajolanden, das Blang das Landschaftsbild, welches als weite, in die Urwälder eingestreute Lalanggrassteppe mit charakteristischen Föhrenbeständen an kühlere Zonen erinnert. Der Blangboden ist meist sandig und unfruchtbar, und nur an jenen Stellen, wo der tertiäre Sandstein von jungen vulkanischen Decken überlagert wird, oder auf frischen Rodungsflächen gedeihen Kaffee und andere anspruchsvolle Nutzpflanzen. Die dünne Besiedlung und die große Entfernung von europäischen Siedlungszentren erhielten die Tierwelt bis heute in überraschender Ursprünglichkeit, und das Land gilt mit Recht als eines der wildreichsten Gebiete von Insulinde.

Atjeh hat der holländischen Kolonisation beträchtliche Schwierigkeiten bereitet; jahrelange Zurückhaltung und Passivität auf Seite der Regierung, ferner die schwere Zugänglichkeit des Geländes und der Unabhängigkeitssinn der Bevölkerung führten zu einer Aufschiebung entscheidender Aktionen. Die Atjeher gehören der malaiischen und vormalaiischen Rasse an; sie sind strenggläubige Mohammedaner, und es trat zum jahrzehntelang genährten Haß gegen den Kolonisator religiöser Fanatismus, welcher in sehr blutigen kriegerischen Auseinandersetzungen endete. Die junge Generation sieht jedoch keine Ursache mehr, sich der vorbildlichen und humanen Führung durch die holländisch-indische Regierung zu widersetzen und hat deshalb bis zum Ausbruch der gegenwärtigen Krise an der gedeihlichen Entwicklung des ganzen Kolonialreiches regen Anteil genommen.

Sumatra samt den übrigen Inseln der holländischen Kolonie bietet unerschöpfliche Möglichkeiten für Studienreisen und wissenschaftliche Expeditionen. Daneben ist es dank der Großzügigkeit der Regierung auch zahlreichen Nicht-Holländern möglich, sich hier dauernd zu betätigen. Der Schweizerverein Deli auf Sumatra zählt seit seinem Bestehen über 450 Mitglieder, welche als Pflanzer, Biologen, Ärzte, Geologen, Techniker und Topographen am wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg der Insel mitarbeiteten.

26. Juni 1936. Mit vielstimmigem Getöse aus der Richtung der Nachbarpflanzung Negaga kündigt sich der Nachmittagsregen an; es kommt Bewegung in die schwüle Luft meines Laboratoriums, und die Wedel der alten Ölpalmen über der Straße knistern. Jansen, mein brauner Assistent, schiebt sein Fahrrad unter Dach und eilt dann nach dem Hauptgebäude, um die Post abzuholen. Ein Brief von Herrn *A. Böhmer* aus Medan liegt bei. Er schreibt, er habe sich bei einem Bekannten des nähern über Atjeh erkundigt, wir hätten dort oben im Norden der Insel alles, was unser Herz begehre: ein bequemes Ausgangsquartier, zuverlässige Führung durch Inländer und großen Wildreichtum. Ich sage zu; am 2. Juli werde ich mit meinem alten Fordwagen von Goenoeng Malajoe¹ nach Medan fahren, um ihn abzuholen; Böhmer wird malen, und ich werde mich biologischen Studien widmen.

2. Juli. Die Entfernung Goenoeng Malajoe—Medan beträgt 200 km; ein großer Teil der Strecke entfällt auf die endlosen Kautschukwälder, welche uns als eintönige Mauer längs der Straße jede Aussicht verwehren. Die kostbare Kautschukmilch fließt aus oberflächlichen, schräg in der Stammrinde angebrachten Schnittwunden und sammelt sich in kleinen Porzellan- oder Aluminiumtassen. Hie und da sind kleine Fruchtgärten der Malaien eingestreut mit Kokospalmen und breitblättrigen Bananenstauden. Mancher Inländer hat, als der Gummi hoch im Preis stand, die großen Plantagengesellschaften im kleinen nachgeahmt und auf seinem Grundstück Kautschukbäume gepflanzt; Tausende sind diesem Beispiel gefolgt und bilden heute für den europäischen Pflanzer eine fühlbare Konkurrenz. Der Kautschukbaum *Hevea brasiliensis* stammt aus Südamerika und bedeckt heute in laubwaldartigen Beständen große Flächen auf Sumatra und der malaiischen Halbinsel. Es ist das Verdienst unseres Landsmannes *Dr. C. Heußer*, welcher in einer Versuchsanstalt an der Ostküste tätig war, die Produktivität des Kautschukbaumes durch Auslese und Zucht wesentlich gesteigert zu haben.

Medan steht auf Tabakland, das Gelände wird offener und heller. Ich biege in den Serdangweg ein und treffe Böhmer auf der Veranda seines kleinen luftigen Heims. Wir verbringen einen angenehmen Nachmittag mit Pläneschmieden und Vorbereiten. Böhmer erzählt mir gegen Abend seine Erlebnisse als Pflanzer in Guatemala und als Landvermesser in den Urwäldern von Südsumatra.

3. Juli. Noch ist es dunkel, und ein kühler Wind weht durch den Garten; wir binden unsere großen vollgestopften Blechbüchsen und die Zeltlast auf den Gepäckträger und fahren los. Die Straßen von Medan sind noch leer. Zwischen der Stadt und Bindjei breiten sich die riesigen Tabakfelder aus. Der fruchtbarste Boden wird hier dieser Luxuskultur geopfert, und je sechs Jahre müssen die Felder vor jeder Neubepflanzung brachliegen, damit wieder der echte Delitabak aus dem Boden

¹ Goenoeng Malajoe usw.: holländische Schreibweise, sprich Gunung Malaju.

wächst. Vor Tandjong Poera zweigt eine Straße nach der Pflanzung Tjinta Radja ab, wo von Schweizerpflanzern der bestbezahlte Delitabak gezogen wird. In Pangkalan Brandan sieht man aus der Ferne die Schornsteine der großen Erdölraffinerien der Batavischen Petroleum-Gesellschaft, welcher Ölquellen auf Java, Borneo, Neu-Guinea, Mexiko und Venezuela unterstehen. Es finden sich zahlreiche Bohrstellen, deren Kosten sich auf mehrere 100 000 Gulden belaufen können, längs der Küste in den Mangrovesümpfen und mitten im Urwald in der Nähe der Berge. Das Öl tritt stellenweise unter großem Druck heraus und muß oft gegen 100 km weit in mehrfachen Röhrensystemen abgeleitet werden. Auch Gaseruptionen sind nicht selten, die als hohe leuchtende Dauerfeuer im Wald drin weitherum sichtbar sind. Die Gesellschaft besitzt eigene Asphaltstraßen und private Polizei zur Bewachung der Anlagen; Feld- und Fabrikarbeiten werden aus Konkurrenzgründen streng geheimgehalten.

4. Juli. Der Weg von Idi nach Bireun führt durch ausgedehnte Kokos- und Pinangwälder, alles Inländerkulturen. Aus einem großen seichten Stausee ragen Inseln, die mit baumhohem Bambus bewachsen sind, und die Wasserfläche ist mit Seerosen und Lotos bedeckt. In Bireun, früher ein bedeutendes militärisches Aktionszentrum, kaufen wir Reis und Früchte, dann zweigen wir gegen Süden ab und steigen auf der Takengonstraße nach unserem Bestimmungsort Blang Rakal hinauf, wo Böhmer einen Kapokpflanzler kennt. Weideland erscheint, und auf dem Bergrücken erreichen wir die ersten Föhrenbestände.

Der Kapokpflanzler war früher Assistent in einer Kautschukfabrik. Lange Zeit arbeitslos, verfiel er auf die sonderbare Idee, hier auf einer trostlosen unfruchtbaren Bergweide Kapok zu kultivieren. Etwa 40 Hektaren sind schon bepflanzt, die jungen Bäumchen stehen mitten im ausgedörrten dürftigen Gras drin, und die Inländer, die sog. Gajo schütteln den Kopf und können nicht verstehen, warum und durch welchen Zauber der weiße Herr auf diesem ausgewaschenen Boden überhaupt Kapokbäume am Leben halten kann. Er arbeitet nämlich mit teurem Kunstdünger. Leider hat er gar keine Pflanzenerfahrung, und sein Unternehmen ist wahrscheinlich zum Scheitern verurteilt, weil sich die intensive Düngung auf die Dauer kaum lohnen wird und die junge Pflanzung infolge der leichten Entzündlichkeit des trockenen Grasunterwuchses ständig bedroht ist. Die jahrelange Abgeschiedenheit von seinesgleichen und die stete Angst um seine Kapokfelder erzeugen in ihm eine zweifelhafte Verfassung und übertriebene Furcht vor den Gajo.

Am Abend stellt uns der Kapokpflanzler ausgezeichneten aromatischen Urwaldhonig auf, den die Gajo von hohen Bäumen heruntergeholt haben, und ist uns auch behilflich beim Aufstellen unseres Reiseplanes. Es ist unser Ziel, einen möglichst unberührten Platz zu finden, wo Hirsche, Tiger, und, wenn möglich, Elefanten zu beobachten sind.

5. Juli. Bedoel, der Haarschneider von Blang Rakal, ist nirgends zu finden. Seine Frau sagt, er sei mit einigen Freunden an den Peu-

sangan hinunter fischen gegangen. Der Kapokpflanzer meint, dieser Mann sei zuverlässig und ein guter Träger. Wir sehen uns nach zwei weitem Leuten um. Die Gajo Amanriam und Amansale sind bereit, mitzukommen, unter der Bedingung, pro Tag 70 Cent und für jeden erlegten Hirsch zwei Gulden Belohnung zu erhalten. Wir haben durch diese Abmachung die Garantie, in wildreiche Gegenden geführt zu werden.

Nach einer kurzen Wanderung erreichen wir den Peusanganfluß, wo wir direkt neben einer Gajo-Jagdhütte unser Zelt aufschlagen.



Abb 1. Teilnehmer einer Treibjagd am Peusangan.

Ein starkes Rotanseil führt über das reißende Wasser, und zu beiden Seiten dieser primitiven Brücke stehen kleine Unterstände aus Blättern der Serdangpalme mit mehreren Feuerstellen. Eine Jagdgesellschaft scheint sich am gegenüberliegenden Ufer zu betätigen. Hier und da hören wir Rufe und sehen auf dem Steilufer einzelne Leute aus dem Wald treten und wieder verschwinden. Die Gajo sind leidenschaftliche Jäger, doch ist ihnen der Gebrauch von Feuerwaffen in Anbetracht ihrer jahrelangen Widersetzlichkeit gegenüber der Kolonialregierung verboten worden. Mit Speer und Messer, unterstützt von gutgehaltenen Hun-

den, unternehmen sie mit Vorliebe Treibjagden auf den großen Rusa-hirsch. Gegen Abend erscheinen drüben vier Gajo. Sie binden sich ihre Bündel auf den Kopf und hangeln, jeder einen Speer in der Hand, am Rotanseil zu uns herüber; in der Flußmitte schäumt das Wasser bis an ihren Hals hinauf. Später folgt eine zweite Abteilung mit einer großen Hundemeute; diese Leute schaffen einen zerlegten Hirsch über den Fluß, dann versammeln sie sich alle unter dem Blätterdach und machen Feuer. Doch ein Teil der Meute steht immer noch winselnd am jenseitigen Ufer und wagt sich nicht in das reißende Wasser. Ein junger Gajo ruft und lockt die Tiere, sie arbeiten sich schließlich durch die Strömung und werden weit abgetrieben, bis sie unser Ufer erreichen

können, dann belagern sie eine ausgehöhlte Felsplatte, wo jeder der Reihe nach eine Handvoll Wasserreis erhält. Böhmer und ich haben unser Zelt schon gemütlich eingerichtet und das feinmaschige weiße Mückennetz oder Klamboe über dem weichen Blätterlager ausgespannt. Jansen kocht und stellt dampfenden Reis mit Tee auf. Dann haben wir Zeit, unsere Nachbarn näher kennenzulernen. Die Jungen sind nun damit beschäftigt, das Fleisch zu zerschneiden und in kleinen Stücken an hölzerne Bratspieße zu stecken, während sich die Väter von den Strapazen erholen. Die ältere Generation ist uns Europäern gegenüber sehr verschlossen, einzelne unter ihnen haben etwas Ungemäßliches und Seeräuberhaftes in ihren Zügen, ganz im Gegensatz zu den jüngern, welche sich wie gewöhnliche Malaien oder Javanen ausfragen lassen und sich für unsere Reise interessieren.

Nach Sonnenuntergang knien einige Gajo am Fluß drunten; sie verbeugen sich tief und wiederholt gegen Westen und beten als Mohammedaner auch hier mitten im sumatranischen Urwald gegen Mekka. Die Jäger legen sich erst spät zur Ruhe, sie sitzen noch lange Zeit beim Feuer, braten und essen. Einer unter ihnen singt zum Schluß ein monotones, beinahe sehnsüchtiges Lied. Dann verstummt das Gemurmél und nur das Rauschen des Peusangan, vermischt mit wilder Insektenmusik, dringt durch Zelt und Klamboe.

6. Juli. Wir warten bis Amanriam, Bedoel und Amansale mit dem Rest der Lasten vom Blang Rakal zurückgekehrt sind und marschieren dann flußabwärts bis zu einer ehemaligen Jagdhütte eines holländischen Beamten, wo der Fluß sehr breit und daher leicht zu durchwaten ist. Jansen wird beinahe von der Strömung umgerissen, und Bedoel muß ihm zu Hilfe eilen. Am andern Ufer finden wir eine kleine Schwefelquelle und zahlreiche Hirschspuren im Schlamm. Wir bauen hier unser zweites Lager und streifen in der Umgebung, um zu sammeln und zu beobachten.

7. Juli. Der Aufstieg auf den ehemaligen Militärpatrouillenpfaden ist anfangs sehr steil, und die Gajo keuchen unter ihren schweren Lasten. Wir gehen immer in dichtem Urwald ohne jede Aussicht und Orientierungsmöglichkeit und überschreiten mehrere kleine Bäche. Das Wasser ist klar, und wir trinken es oft ungekocht, was drunten im Tiefland nicht empfehlenswert wäre. An manchen Stellen wimmelt es von kleinen Fischen, und während einer Stundenrast holt sich Bedoel sein Abendessen aus dem Wasser. Er steckt gekochte Reiskörner an einen kleinen Angelhaken und taucht sie ins Wasser; die Fische sind durch etwas Reis, welchen er neben sich in den Bach geworfen hat, angelockt worden, und nun kann er mit seinem Köder einen nach dem andern herausziehen, erst nach dem vierundzwanzigsten Fang werden die Fische mißtrauisch und beachten weder frei umherschwimmende noch angesteckte Reiskörner.

Wir treten aus dem dumpfen Baumabyrinth auf die offene Grasfläche des Blang Broesa, die mitten in einer hügeligen Landschaft drin eingebettet liegt. Breite Elefantenspfade ziehen sich durch den oft

mannshohen Lalang und erleichtern unser Vorwärtskommen ganz beträchtlich. In einer bewaldeten Mulde hoffen wir günstige Wasserstellen zu finden, weil straßenbreite ebengetretene Spuren hinabführen. Der Bach im Wald drin ist in der Tat von den schweren Vierbeinern zu einem rechteckigen Becken ausgetreten worden, und eine richtige Treppe, deren Stufen genau mit der Breite eines Elefantenfußes übereinstimmen, führt zu diesem idealen Badeweiher. Hier bauen wir unser Zelt, diesmal etwas sorgfältiger als gewöhnlich, denn es soll mehrere Tage aushalten. Die Seitenwände werden diesmal mit Querhölzern und Blättern verschlossen, und nur ein kleiner Eingang bleibt frei. Den Boden polstern wir mit einer dicken Lage Lalanggras und legen Decken darüber. Nachts wird zudem das Klamboe aufgehängt. In diesem sauberen weißen Mückennetz wächst nach kurzem Aufenthalt die beruhigende und schlafbringende Illusion des Daheim- und Gesichertseins. Die Gefahr, überfallen zu werden, ist tatsächlich auch gering, weil ein sumatranischer Tiger in der Regel kein Bedürfnis nach Menschenfleisch hat. Auch sagt ihm sein Instinkt, daß ein Überfall auf Zweibeiner ihn in kritische Situationen führen könnte, denen sein Katzengehirn nicht gewachsen wäre; so läßt er es lieber sein, die eigene Haut aufs Spiel zu setzen. Von dieser Geschmacksspezialisierung des Tigers und seiner nicht immer berechtigten Unsicherheit im Auftreten profitiert jeder, der, wie wir, in der Wildnis kampiert. Mit großem Geschick bauen die Gajo ihr eigenes Regendach: zuerst einen schräg gestellten Rahmen aus jungen Stämmchen, in welchen Blätter und Grasbüschel eingeflochten werden, dann seitlich Wände aus ähnlichem Material; vorn bleibt die Hütte offen. Auf beiden Seiten werden Feuer angezündet.

8. Juli. Wir unternehmen einen Rekognoszierungsmarsch auf dem großen Blangrücken. Elefantenspuren sind 6 bis 8 km weit zu verfolgen. Große Flächen des Blangs sind von Einheimischen angezündet worden, und das Hellgelb des dünnen Lalangs wird überall von braunen und rußschwarzen Brandstellen unterbrochen; Rauchfetzen liegen an den Hängen, und wenn der Wind stark weht, kriegt man Asche in die Augen und Lungen. Im Südwesten erscheinen einzelne Gajohütten, und in der Nähe weiden Büffel in den feuchten, mit saftigem Gras bewachsenen Talmulden. Wir setzen uns auf eine aussichtsreiche Kuppe und bitten Bedoel, uns einiges über dieses Land zu erzählen:

Vor 50 Jahren lebten etwa 300 Leute auf Blang Broesa, heute sind es nur noch 20 bis 30; viele der frühern Bewohner waren für die Regierung zu gefährlich und wurden während den Atjehkriegen von den Truppen zwangsweise nach leichter zugänglichen Orten im Tiefland versetzt. Doch viele verstanden es, sich den Strafexpeditionen durch Flucht in die Wälder zu entziehen, und die Aktionen mußten häufig wiederholt werden. Auch heute ziehen hie und da noch Kontrollpatrouillen durch dieses Gebiet. Früher waren die Elefanten auf Blang Broesa sehr zahlreich und bildeten große Herden, heute trifft man sie meist nur noch in Gruppen von 8 bis 12 Stück. Etwa 200 Wasserbüffel

oder Karbauen werden hier des Fleisches wegen gehalten und zum größten Teil im Tiefland verkauft. Sie liefern kaum einen Liter Milch im Tag, die direkt zu Butter verarbeitet und eingekocht wird. Die Karbauenhüter erhalten nach einem Jahr von jedem Besitzer ein Tier als Entschädigung, zusammen etwa 10—12 Stück. Für einen Karbau zahlt man hier oben 30—40 Gulden, für Pferde 10—15, Buckelochsen 25—30, Jagdhunde 25—35 und für Hühner 10 Cent.

Abends geht Böhmer auf die Jagd und bringt einen Hirsch zum Lager mit Kopfschuß. Doch ist mein guter Freund sehr aufgeregt, da er bei weitem nicht das abgehärtete Herz eines Berufsjägers besitzt, und es tut ihm nachträglich leid, auf das schöne Tier geschossen zu haben. Ich zerlege den Hirsch zusammen mit den Gajo; der größte Teil wird fein zerschnitten und soll nach Malaienart zu Deng-deng, d. h. Trockenfleisch, verarbeitet werden, während der Rest später als Tigerköder dienen soll.

9. Juli. Böhmer unternimmt eine Exkursion nach der nächstgelegenen Gajosiedlung und bringt die neuesten Nachrichten: Vor sechs Tagen, um elf Uhr vormittags, wurde direkt beim Kampong, auf dem den Wohnungen gegenüberliegenden Steilufer des Broesabaches, ein Karbauenkalb von einem Tiger angefallen. Die Kampongbewohner konnten zusehen, Rufen und Schreien nützte jedoch nichts. Der erste Ansprung mißlang, weil der Tiger auf dem steilen Abhang schlechten Halt hatte und ausrutschte. Unterdessen wurde das Muttertier aufmerksam und ging direkt auf den Angreifer los, der sich schließlich zurückziehen mußte. Karbauen, besonders junge, werden ziemlich häufig von Tigern angefallen. Kein Gajo wagt es, allein durch das Blang zu gehen; immer ziehen sie in kleinen Gruppen und mit Speeren bewaffnet aus. Vor zehn Tagen bummelten Elefanten über das Blang Broesa, sie sollen heute noch etwa drei Stunden vom Kampong weg anzutreffen sein.

Abends geht Böhmer wieder auf Hirsche aus und hat das Glück, fünf ausgewachsene stattliche Tiere aus der Nähe beobachten zu können. Er kann ihnen etwa eine Viertelstunde lang zuschauen; sie sehen ihn, ohne wegzulaufen, weil sie noch nicht wissen, daß ein Mensch auch über größere Entfernungen gefährlich sein kann. Natürlich schießt er diesmal nicht.

Ich gehe mit Bedoel auf die Gidjangjagd. Der Gidjanghirsch hat etwa die Größe unseres Rehs und ist neben dem viel größeren Rusa-hirsch in Atjeh häufig. Wir benützen eine Gidjangflöte aus Bambus, mit welcher man bei einiger Geschicklichkeit die Locktöne des Weibchens hervorbringt. Bedoel erzählt mir, daß er schon zusehen konnte, wie ein Hirschmännchen blindlings auf den Flötenden zurannte und leicht gespeert werden konnte. Nach Regen ist das Pfeifen auf der Flöte gefährlich, weil da leicht Tiger angelockt werden, die dann ebenfalls sehr kurzen Prozeß machen. Wir stellen uns vorsichtshalber zwischen die hohen Bretterwurzeln eines knorrigen Baumes und flöten mit großer Ausdauer, leider ohne Erfolg; es scheint sich kein liebes-

kranker Gidjangjunggeselle in der Nähe aufzuhalten, obwohl wir viele Spuren finden können.

Auf der Nordseite unseres Badebaches bildet der Waldboden eine sanfte Erhebung. Dahinter, in etwa 80 Meter Entfernung vom Zelt, ist der unverwertete Teil unseres Hirsches als Tigerköder ausgelegt worden. Etwa 15 Meter vom Kadaver haben die Gajo zwischen drei Baumstämmchen in 5 Meter Höhe eine Plattform errichtet; eine weit-sprossige Leiter führt hinauf. Böhmer ist auf seinem Ausflug zum Kampong gefallen und hat eine Rippe gebrochen; auch riecht der Köder heute noch zu wenig, und es ist unwahrscheinlich, daß schon diese Nacht ein Tiger angelockt wird. Böhmer will daher im Zelt bleiben und schlafen, während ich um sieben Uhr nach dem Stand aufbreche, mit Amanriam als Begleiter. Die Kopfjagdlampe ist nicht immer ganz zuverlässig, und ich nehme als Reserve noch die große Handlampe mit. Böhmer versichert mir, sie für diese Nacht im Lager gut entbehren zu können, zum Schlafen brauche er sie nicht, und wenn er unbedingt Licht haben müsse, so brenne stets ein großes Feuer vor dem Zelt.

Ich richte mich auf den Bäumen droben so gemütlich als möglich ein, hülle mich in eine leichte Wolldecke als Schutz gegen Mückenüberfälle, lege meinen Karabiner schußbereit neben mich und warte. Die Nacht ist sehr dunkel. Leuchtkäfer glühen als kleine sternschnuppenartige Lichtpunkte auf, schießen in geraden Bahnen durch das Gewirr von Ästen und Blättermassen oder beschreiben merkwürdige Spiralen und Kreise. Mein Gehör arbeitet angestrengt, um wenn möglich aus dem Summen, Zirpen und Quaken Laute herauszusieben, die mit dumpfen Schritten oder mit Tigerknurren Ähnlichkeit haben. Nichts ereignet sich, und Amanriam dreht sich schon in eine bequemere Lage, daß das mit Rotanseilen zusammengebundene Gerüst leise knarrt. Plötzlich tönt ein Schrei vom Lager her, und nach einer Weile hören wir Böhmer angestrengt rufen: « Kommt her! — Der Tiger ist hier! — kommt schnell! » Ich antworte, mache Licht und erkläre Amanriam rasch die Situation. Natürlich ist er nicht begeistert. Mein eingeschlafenes Bein schleudere ich ein paarmal an den Baumstamm, daß die Rinde wegfliegt, und klettere dann hinunter, eher aus Pflicht, als mit großem Interesse an der Sache, denn erst jetzt beim Abstieg kommt mir die Tigersicherheit des Standes voll zum Bewußtsein. Wir marschieren vorsichtig und nach allen Seiten leuchtend zum Zelt. Die ganze Gesellschaft sitzt zusammengedrängt unter dem Gajodach, Böhmer in der Mitte, den Mauser schußbereit gegen den Waldrand gerichtet. Ich will noch die Umgebung des Lagerplatzes ableuchten, Böhmer läßt mir jedoch keine Ruhe und empfiehlt mir, so rasch wie möglich zu ihm unter Dach zu kommen. Es herrscht Aufregung unter den sonst gewiß nicht furchtsamen Gajo.

Schon um acht Uhr scheint ein Tiger um die Hütte geschlichen zu sein, die Gajo hörten ihn knurren, und Bedoels Hund verkroch sich und winselte. Dann erschien er ein zweites Mal eine Stunde später, Böhmer wurde geweckt, und alle setzten sich zusammen in die Gajohütte. Der

Tiger ging nicht weg, sondern strich leise und ununterbrochen knurrend ums Lager herum, einmal sogar direkt auf die Hütte zu, und alle konnten auf sechs bis acht Meter Entfernung die Fratze sehen. Er schien angriffslustig zu sein, Böhmer wollte noch rechtzeitig schießen, doch konnte er bei der schlechten Beleuchtung das Visier und Korn kaum sehen; er hatte keine Jagdlampe und sah sich deshalb gezwungen, mich zu rufen.

Wir warten noch eine Weile erfolglos auf den Tiger, schlüpfen dann in unser Zelt und schlafen alsbald ein, nachdem wir uns ernsthaft vorgenommen haben, in Zukunft unsern großen Vorrat an feingeschnittenem Trockenfleisch nie mehr nachts neben dem Zelt ausgebreitet liegen zu lassen. Zweifellos haben diese Deng-deng den Tiger angelockt und mit ihrem verhältnismäßig intensiven Geruch einen großen Kadaver vorgetäuscht.

10. Juli. Den ganzen Tag arbeite ich wieder auf dem abgebrannten Hügel oberhalb unseres Lagers. Von hier überblickt man das ganze Blang Broesa und darüber hinaus das dichtbewaldete Si-Top-Top-Gebirge; in jener Gegend haust das Sumatranashorn, welches mit seiner ungestümen Angriffslust schon manchen Jäger in Verlegenheit gebracht hat. Der Waldpelz, welcher die umliegenden Höhenzüge und Kuppen überzieht, ist im Vordergrund gleichsam wegrasiert, und gelbgrünes Lalanggras ersetzt die reiche Vegetation des Urwaldes. Über die Entstehung dieser Blanglandschaft sind nur wenig Angaben erhältlich. Wahrscheinlich handelt es sich um ehemalige, zum Teil sehr alte Siedlungsgebiete, in welchen der Wald dem Ladangfeldbau weichen mußte. Die Armut und Trockenheit des sandigen Tertiär-Untergrundes erforderte eine fortschreitende Rodung, und auf den verlassenen Feldern nahm nach kurzer Zeit das anspruchslose Ladanggras überhand. Diese Entwicklung läßt sich auch heute noch an einigen bewohnten Randstellen des Blang Broesa verfolgen. Der Wald ist längs der Blanggrenze ohne jede vermittelnde Übergangszone scharf abgeschnitten, nur in feuchten Mulden hat er allmählich wieder Fuß fassen können. Die Entwaldung ist auf dieser sandigen und trockenen Hochfläche irreversibel, ganz im Gegensatz zu manchen fruchtbaren Gebieten der feuchtheißen Tiefebene, wo der Regenwald nach kurzem Vorpostengefecht verlassenes Kulturland wieder in Besitz nimmt.

Das Blang ist sehr tierarm, verglichen mit dem üppigen und überreichen Bergwald. An der Waldgrenze stoßen zwei strukturell völlig verschiedene Biocoenosen aufeinander, die unter gegensätzlichen mikroklimatischen Bedingungen stehen und nur sehr wenige gemeinsame Arten aufweisen. Im Blang finden sich unter den Insekten einige morphologisch und biologisch sehr merkwürdige Typen. Eine Diptere, *Diopsis indica*, trägt lange Stielaugen und sieht einer Blattwanze ähnlich, bei einer andern Fliege, einer Vertreterin der Celyphiden erreicht das sonst unscheinbare Schildchen des Brustabschnittes gewaltige Dimensionen, bedeckt den ganzen Hinterleib samt den beiden Flügeln und täuscht mit seiner metallblauen Farbe die Flügeldecken eines

Blattkäfers vor. Eine Ameise (*Cremastogaster*) baut hohe Turmnester mit zahlreichen horizontalen Etagen, eine andere (*Diacamma*) schornsteinförmige Néstausgänge. Die hochspezialisierten Erdbauten der Ameisen, welche ganz auf die Umgebung abgestimmt sind und im Plantagegebiet der Ostküste nicht auftreten, lassen auf ein bedeutendes Alter des Atjeh-Blangs schließen. Eine weitere Eigentümlichkeit der Blanglandschaft sind die zerstreuten Föhrenwäldchen (*Pinus mercurii*). Diese Art findet sich nur an wenigen Stellen Sumatras und dann wieder in Höhenlagen Hinterindiens.

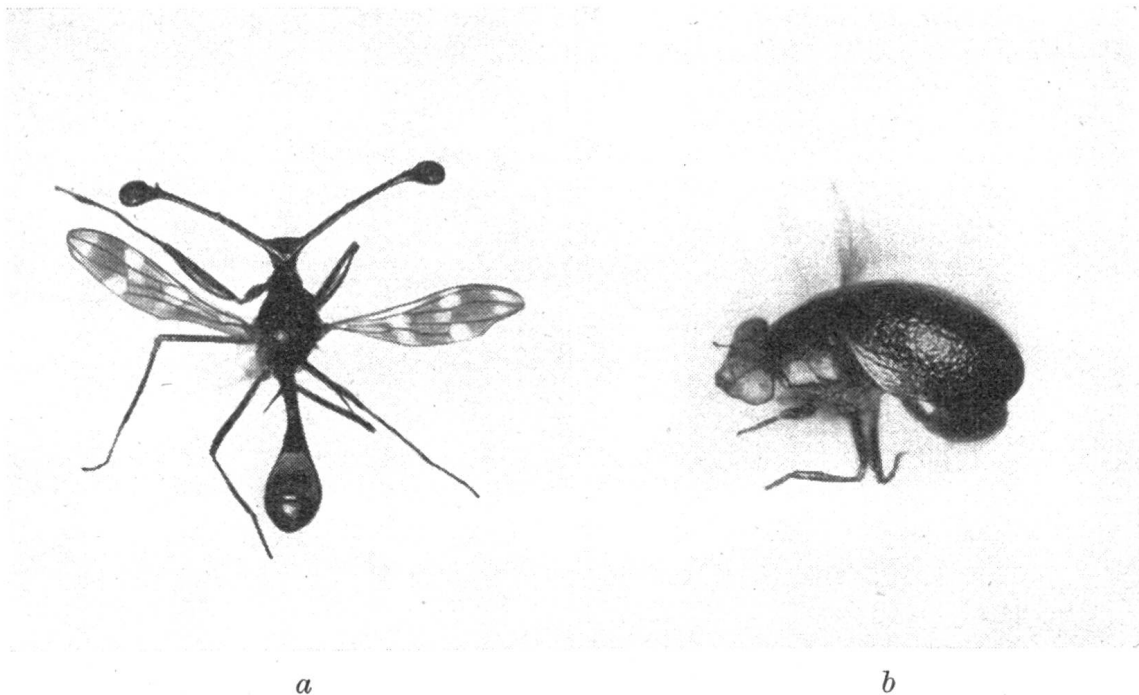


Abb. 5. Zwei merkwürdige Fliegen aus der Ladanggrassteppe, a) *Cyrtodiopsis dalmanni* und b) *Spaniocelyphus scutatus*.

11. Juli. Morgens um sieben Uhr stehe ich im Elefantentrog am Bach drunten und gieße mir mit einer Biskuitschachtel kühles Wasser über den Rücken. Unterdessen sonnt sich ein prächtiges Tigerpaar auf dem Hügel über unserem Lager in etwa hundertfünfzig Meter Entfernung. Das männliche Tier sitzt aufgerichtet und betrachtet die Umgebung, dann und wann unser Zelt mit einem gleichgültigen Blick streifend; das Weibchen liegt ruhig vor ihm auf den rußigen Lalangstoppeln. Die Leute sind dermaßen in den Anblick dieses Bildes vertieft, daß niemand daran denkt, mich zu rufen, und wie ich zum Lager zurückkehre, sind die Tiger schon gegen den Wald hin abgezogen.

Nach diesem Ereignis marschieren wir mit Bedoel und Amanriam ab, um das südöstliche Gebiet des Blangs kennenzulernen und wenn möglich im Kampong neuen Proviant zu fassen. Böhmer will in einem Föhrenwäldchen malen. Ich unternehme mit Amanriam einen Eilmarsch nach dem Hauptkampong, den wir nach etwa einer Stunde erreichen. Wir klettern über den Holzzaun, welcher die ersten Hütten umschließt,

und erkundigen uns nach dem Häuptling, dem Kapala Kampong. Einige Frauen mit Säuglingen und nackten, goldbehangenen Reisbauchkindern hocken vor den Leitern, welche an den leichten Pfahlbauten lehnen. Der Kapala sei momentan am Fluß drunten, heißt es. Wir warten etwa eine halbe Stunde, dann erscheint der Häuptling, mir zu Ehren, in einem zerknitterten, jedoch ordentlich weißen Galaanzug mit goldenen Kragenknöpfen. Es ist schon recht spät, und ich frage ihn daher gleich ohne lange Einleitung, ob ich hier Früchte oder sonst etwas Genießbares kaufen könne. Ich habe damit bewußt den Adat, die übliche Volkssitte, die in derartigen Fällen eine lange plauderhafte Vorbereitung verlangt, verletzt und stoße nun auf großen Widerstand. Nichts, gar nichts sei vorhanden, er bedaure sehr, nicht aushelfen zu können, die Ananas seien noch nicht reif, und Bananen gebe es diesen Monat überhaupt keine. Ich zeige ihm schließlich einige Bananenstauden neben seiner Hütte, die lange goldgelbe Früchte tragen, doch er lügt mit großer Seelenruhe weiter, diese Sorte könne noch nicht gepflückt werden. Amanriam scheint die europäische Ungeduld zu kennen und hat einen solchen Schiffbruch vorausgeahnt, denn schon lange bevor wir den Kampong erreicht hatten, hat er mich gebeten, die Verhandlung allein führen zu dürfen. Ich erteile ihm daher das Wort, um den Kapala über unsere freundlichen und harmlosen Absichten ausführlich aufzuklären und seine Neugier zu befriedigen. Unterdessen lasse ich mir ein dickes Zuckerrohr aus dem Garten holen, um meine Zeit mit Schaben und Kauen totzuschlagen. Nach einer halben Stunde scheint der Häuptling schon soweit orientiert zu sein, daß ich einen zweiten Versuch, Proviant zu erhalten, wagen darf. Einige der umstehenden Frauen werden weggeschickt, und innerhalb der nächsten Stunde erscheinen Zuckerrohr, Ananas, wieder Zuckerrohr, zwei grüne Kokosnüsse, ein Bündel Obiwurzeln, einige Bananen und zum Schluß wieder eine Ananas.

Mit einbrechender Dunkelheit erreichen wir unser Lager. Ich genieße rasch etwas Reis mit Kokoswasser und steige darauf mit Böhmer auf den Tigerstand. Das Aas riecht schon fürchterlich. Wir richten unsere Gewehre direkt auf den Köder und brauchen nur Licht zu machen und zu schießen, sobald sich ein Tiger an das Fleisch heranzuwagen sollte. Etwa um neun Uhr hören wir dumpfe schwere Schritte vom Zelt her auf den Stand zukommen, und bald vernehmen wir ein leises ununterbrochenes Knurren. Der Tiger kommt: er hält direkt unter uns an und schnauft geräuschvoll wie ein alter Eber oder Büffel. Das Unisono-Knurren streicht mehrmals um unsern Stand herum, dann wieder dumpfe Schritte vom Hügel her, ein zweiter Tiger erreicht unsern Stand. Ich will sofort Licht machen und schießen, doch Böhmer hält mich zurück, denn er möchte warten, bis die Tiere beim Aas sind, um gleichzeitig zum Schuß zu kommen. So halten wir uns weiter still und bleiben in großer Spannung; doch dieses Zuwarten wird uns zum Verhängnis. Die Tiger knurren noch unter uns, dann ein leises Knacken eines Ästchens, und wir hören keinen Laut mehr, außer der eintönigen

Waldmusik. Die Tiger haben uns gewittert und sind geräuschlos verschwunden. Nach einer halben Stunde gehen wir zum Zelt zurück.

12. Juli. Böhmer malt unser Lager. Ich selbst mache kostbare Insektenfänge am Waldrand und im Lalang. Am Abend sehen wir wieder eine große Hirschherde. Ich steige nochmals auf den Tigerstand und warte bis ein Uhr. Nur zwei Schweine werden angelockt, die Tiger erscheinen nicht mehr.

13. Juli. Am frühen Morgen brechen wir unser Zelt ab. Die Gajo sind traurig, die Tigerhütte, wie sie dieses Biwak nennen, schon verlassen zu müssen. Nach Überschreiten des Broesabaches beim Hauptkampong folgt ein steiler Anstieg auf eine bewaldete Hochfläche und dann ein langer Waldmarsch bis zum Blang Paja Karo, wo im Kampong Karang Ampar Reis und Zitronen geerntet werden. Vor zwei Tagen sind hier Elefanten durchgezogen; die umliegenden Lalangfelder sind zertreten, und wir folgen den breiten Pfaden bis zum Waldrand. Um die Kolosse von Gärten und Häusern fernzuhalten, haben die Gajo längs der Waldgrenze den dünnen Lalang angezündet; sie raten auch uns, sehr vorsichtig zu sein. Auf einem schmalen Pfad dringen wir etwa sieben Kilometer in den Wald ein, so daß wir noch genügend Zeit finden, bei Tageslicht unser Zelt aufzuschlagen und Feuerholz zu sammeln. Die umgebrochenen Stämmchen, die abgerissenen Äste und die noch frischen Elefantenäpfel deuten darauf hin, daß sich eine Herde in unmittelbarer Nähe aufhält, und ich finde es deshalb ratsam, bevor ich ins Zelt krieche, noch einige Kletterübungen zu machen und in Alarmbereitschaft einzuschlafen, vollständig angekleidet, den kostbaren Photoapparat umgeschnallt und Jagdlampe mit Karabiner in Handnähe.

14. Juli. Wir setzen unsere Wanderung fort durch prächtigen Urwald mit Schlingpflanzen und zahlreichen Orchideen. Bei einem Halt oberhalb des Peusanganflusses spielt Bedoel auf seiner Gidjangflöte, und nach wenigen Minuten raschelt es in der Nähe, und ein Hirsch erscheint; wir wollen nicht schießen, und das Tier wird bald mißtrauisch und verschwindet. Dann marschieren wir auf einem dichtbewaldeten Kamm gegen den Fluß hinunter. Die beiden Träger Bedoel und Aman-sale gehen etwa achtzehn Meter vor mir her, Böhmer, Jansen und Amanriam hinter mir. Plötzlich halten die zwei vor mir an, rufen irgend etwas Unverständliches, stürzen mit ausgestreckten Armen nach hinten, werfen die Lasten ab und laufen nach dicken Bäumen in der Nähe, die sie flink wie Affen erklettern. Ich vermute, ein Tiger oder Bär sei vorn und entsichere vorsichtshalber meinen Karabiner. Da taucht plötzlich eine breite graue Masse aus der Tiefe auf; ein ausgewachsener, männlicher Elefant mit etwa achtzig Zentimeter langen Stoßzähnen kommt direkt auf uns zu. Seine Bewegungen sind langsam, er nähert sich jedoch trotzdem mit bedenklicher Geschwindigkeit und zwingt uns, sofort auszuweichen. Der nächststehende dicke Baum ist mit starken Lianen umwunden und daher leicht zu erklettern; leider hält ihn Jansen schon besetzt. Ich steige mit Karabiner und Photoapparat auf ein dünnes Bäumchen, das direkt daneben steht, mit der

Absicht, mich oben in die Krone des größern Baumes zu schwingen; der Abstand erweist sich jedoch als zu weit, und ich muß vorläufig bleiben, wo ich bin, um nicht durch geräuschvolles Manövrieren die Aufmerksamkeit des Tieres auf uns zu lenken. In etwa vier Meter Höhe angelangt, beobachte ich gespannt, was drunten vorgeht. Der Elefant hat inzwischen die ersten Lasten erreicht und mit seinem Rüssel untersucht, die großen Blechbüchsen läßt er in Ruhe, während die Zeltlast mit den Vorderfüßen hin und her gerollt wird. Dann nähert er sich dem Rucksack unter meinem Baum. Die Schritte sind kaum hörbar, er geht wie auf Gummisohlen, die Ohren fächeln, der Rüssel pendelt suchend über dem Boden. Graue Riesenmasse — ich muß unwillkürlich an einen großen Möbelwagen denken. Der volle Rucksack scheint ihn zu reizen; er beschnuppert ihn, rollt ihn mit den Vorderbeinen, wie wenn er Fußball spielen wollte und wirft ihn schließlich in hohem Bogen über zwölf Meter weit ins Gebüsch hinein. Er geht weiter, direkt neben Böhmers Baum vorbei, der sehr dünn und unten angefault ist und zudem mitten im Pfad drin steht. Böhmer ist wegen seines Unfalls noch schwach im Klettern und hat mit Mühe drei Meter Höhe erreicht. Er muß seine Beine dicht anziehen, um nicht den Kopf des Elefanten zu berühren. Die Aufmerksamkeit des Tieres ist glücklicherweise auf die Spuren am Boden konzentriert, sonst wäre es dem Koloß ein leichtes gewesen, den Baum umzustößen, und ich hätte schießen müssen. Dann kommen ähnliche peinliche Sekunden für mich. Der Elefant scheint von einer unausgetobten Wut besessen zu sein, er schnauft vernehmbar und untersucht den Boden unter uns mit großer Gründlichkeit, zieht wieder hart an meinem Bäumchen vorüber, sucht weiter, scheint dann die Spur verloren zu haben und trabt plötzlich mit erhobenem Rüssel in ein Rotandickicht auf der Südseite des Grates. Er läuft durch das verfilzte Gewirr von Schlingpflanzen und Unterholz wie durch eine Wiese, einige Äste brechen, und die Rotanranken und Blättermassen schließen sich wieder hinter ihm. Bedoels Hund ist spurlos verschwunden. Amanriam, der, kurz bevor der Elefant auftauchte, blindlings den steilen Hang hinuntergestürzt ist, läßt sich nach einer Weile wieder blicken und fragt, was überhaupt passiert sei. Er wundert sich sehr, daß die Herren nicht geschossen haben; wenn er ein Gewehr gehabt hätte, würde er den Elefanten ohne weiteres zusammengeknallt haben. Bedoel versichert uns, was Böhmer und ich schon vermutet haben, daß der Elefant ein Einzelgänger, d. h. ein aus der Herde verstoßenes Männchen gewesen sei. Diese wilden Gesellen seien viel unternehmungslustiger als die eher harmlosen und scheuen Herdentiere, und es sei schon vorgekommen, daß sie Fruchtgärten der Gajo wütend in den Boden gestampft und ihre Hütten wie Kartenhäuser umgedrückt hätten.

Über den reißenden Peusangan führen zwei locker übereinandergespannte Rotanseile, und die Träger haben Mühe, ihre Lasten auf das andere Ufer zu balancieren. Am Nachmittag erreichen wir das Blang Timbang Gadja und die Straße Bireun—Takengon. Nun müssen wir auf eine geeignete Transportgelegenheit warten, um nach dem Blang Rakal

zurückkehren zu können; sie erscheint leider erst nachts um zehn Uhr in Form eines Chinesenlastwagens. In der Zwischenzeit setzen wir uns auf die Weide, kaufen von einer Marktfrau für zwanzig Cent ein großes Bündel Bananen und verzehren diese gemeinsten aller Früchte Indiens mit großem Appetit. Wir lassen das Erlebte nochmals an uns vorbeiziehen und bedauern, dieses romantisch wilde Gajoland bald mit der betriebsamen und brütendheißen Tiefebene vertauschen zu müssen. Spät am Abend lädt uns ein Gajo ein, in seinem nahen Kaufladen und Kaffeehaus Platz zu nehmen. Die Wände des luftigen Palmblattbaues sind mit Zeitungspapier austapeziert, und das gleiche Material breitet der freundliche Wirt auf Bänken und Tischen aus.

15. Juli. Böhmer und ich haben eine Metamorphose durchgemacht und erscheinen, statt im zerknitterten Khakihemd, wieder im blendend weißen steifen Anzug, der Uniform der Herrenrasse, die Distanz schafft und ihren Träger mit Vorrechten ausstattet. Wir haben jedoch die Gajo als zuverlässige und lebenswürdige Kerle kennengelernt und spielen unsere würdevolle Rolle schlecht; wie wir auf einem Abstecher nach Takengon bei Timbang Gadja vorbeifahren, kommt es zwischen unsern Bekannten des Kaffeehauses und uns zu einer herzlichen Begrüßung.

Zur Terminologie der Forst- und Holzwirtschaft

Von Dr. Th. Wolff

(Nachdruck verboten)

I.

Wald und Forst gehören nicht nur zu den größten Naturschätzen, sondern auch zu den wichtigsten und wertvollsten Wirtschaftsgütern der Menschheit, letzteres vor allem in ihrer Bedeutung als Gewinnungsstätten des Holzes, das der älteste, wichtigste und auch heute noch meistgebrauchte aller Werkstoffe ist. Diese Bedeutung kommt auch in der Sprache zum Ausdruck. Die Wörter, die sich an Forstwesen, Holz und Holzgebrauch knüpfen, sind ein besonders wichtiger und umfangreicher Teil des Sprachschatzes wohl eines jeden Volkes, was ganz besonders auch im Deutschen der Fall ist, das durch die Fülle seiner Wortbildungen und Wortformen die meisten anderen Sprachen übertrifft. Zum größten Teil entstammen die hier in Betracht kommenden Wörter und Fachbezeichnungen der deutschen Sprache selbst, entsprechend der Tatsache, daß die deutschsprechenden Völkerschaften von jeher Wald- und Forstwirtschaft und ebenso auch Holzgewinnung und Holzbearbeitung betrieben und daher schon in frühester Zeit die sprachlichen Bezeichnungen für alles, was mit diesen Tätigkeiten zusammenhängt, selbst geprägt haben. Durch die enge Berührung mit anderen Völkern sind jedoch auch eine Anzahl fremdsprachlicher Wörter in den Sprachschatz der deutschen Forstkunde und Holzwirtschaft aufgenommen, die hier als Fremd- oder Lehnwörter fortleben. Es ist von großem Reiz, der Herleitung, der Bedeutung und vor allem auch dem Bedeu-



Abb. 2. Föhrenwäldchen (*Pinus mercusii*) auf Blang Broesa.



Abb. 3. Das brennende Blang Broesa.



Abb. 4. Kampong Oesin auf Blang Broesa. Die Gärten müssen durch starke Umzäunungen vor Wildschweinen gesichert werden.